

Wie Kinderkultur inszeniert wird und was Kinder damit anfangen

Autor(en): **Koch, Martina**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Infos & Akzente**

Band (Jahr): **7 (2000)**

Heft 3-4

PDF erstellt am: **16.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-917432>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

(Un-)Ordnung im Kindermuseum

Wie Kinderkultur inszeniert wird und was Kinder damit anfangen

Wer mit offenen Augen in die bewusst dämmrig gehaltenen Räume des Schweizer Kindermuseums in Baden eintaucht, wird anhand der Exponate nicht nur an die eigene Kindheit erinnert. Sie oder er kann auch miterleben, wie die nach bestimmten Ordnungsprinzipien ausgestellten Objekte auf die kleinen und grossen Mitbesucher/innen wirken.

Wie lange, meinen Sie, bleibt ein Dreijähriger mit der Nase an einer Vitrine kleben, die Handflächen gegen das Glas geflanscht, als hätte er Saugnäpfe an den Fingern, die nicht nur seinen Körper, sondern auch seine Aufmerksamkeit fest auf den Inhalt des Glaskastens ausrichten: Holzkühe? Die Frage, die Roger Kaysel während unseres Gesprächs über das von ihm und seiner Frau geführte Schweizer Kindermuseum in Baden aufwirft, bleibt offen: «Lange, es war wirklich sehr lange», überlegt er laut, einen seiner Besucher vor Augen, und kann kein Zeitmass finden, um «lange» zu quantifizieren. «Eine halbe Minute – das wäre schon unglaublich lange!»

Kommunikative Infrastruktur

Damit solche Fragen überhaupt entstehen können, bedarf es einiger Voraussetzungen: Es muss erstens ein Museum mit einer Kuh-Vitrine geben, die sich zweitens ungefähr auf der Augenhöhe eines dreijährigen Museumsbesuchers

befindet, die fragliche Person muss ihre Augen und Hände drittens in der beschriebenen Weise einsetzen können, wollen und dürfen. Die kommunikative Infrastruktur sollte es ihr überdies erlauben, bei Bedarf von wohlwollenden Personen unbehelligt zu bleiben, die sich genötigt sehen, Beschriftungen vorzulesen oder aus Sorge vor objektgefährdenden Massnahmen ihrer Sprösslinge einzuschreiten.

Die gegenständlichen Bedingungen sind im Kindermuseum Baden vorhanden, die kommunikativen Bedingungen werden von den «Gastgeber/innen» dieser Einrichtung, Sonja, Roger und ihrem Sohn Marcel Kaysel erzeugt und die subjektiven Voraussetzungen können von den Besucher/innen unterschiedlichen Alters mitgebracht werden. – Ein Besuch kann nicht nur den Dreijährigen empfohlen werden, sogar noch mehr den Sieben- bis Zwölfjährigen. Bei Kindern dieses Alters kann an ein biografisches Interesse appelliert und ein historisches

Von Martina Koch

Interesse für die Vorläufer der Spielzeuge, die sich in ihren Kinderzimmern ansammeln, geweckt werden. Vertreter/innen dieser Altersgruppe dürften zudem auch noch nicht all zuviel dagegen haben, als Kinder angesprochen zu werden und sich mit den Objekten zu beschäftigen, die (von Erwachsenen) der kindlichen Betätigung zugedacht sind.

Die Vitrinen im Eingangsbereich sortieren Spielzeuge nach kindlichen Entwicklungsphasen. Eine ganze Vitrine mit Utensilien, die in einer bestimmten Lebensphase Sinn machen, lenkt den Blick auf die Funktion von Rassel, Holzkuh und Puppengeschirr, mit deren Hilfe sich Kinder in neuen Erfahrungsräumen einrichten. Ist die Frage nach der Aufgabe, die ein Spielzeug im Leben eines Kindes erfüllt, erst einmal da, sind die Ordnungsstrukturen unmittelbaren Handelns auch schon aufgebrochen, mit denen Kinder ihr Spielzeug für gewöhnlich bedenkenlos für ihre Zwecke einsetzen. Der neu gewonnene Blick eröffnet einen

Spielraum, das eigene Verhältnis zu den Dingen zu überdenken. Der Kinderalltag ist zum Beispiel von bestimmten «Toy-Codes» nicht minder geprägt als die Lebenswelt vieler Erwachsener von leidigen «Dress-Codes»: Nur Babys spielen mit Rasseln, und wer kein kleines Kind mehr sein will, vermeidet tunlichst den Umgang mit Plüschtieren. Während ihrer Führungen versuchen die Kaysels, die Bedeutung des Spielzeugs für bestimmte Entwicklungsschritte zu vergegenwärtigen und erleben daraufhin z.B. das Vertrauen eines zwölfjährigen Mädchens, das sich vor seiner Klasse zu erzählen getraut, immer noch gerne mit Barbie-Puppen zu spielen und laut zu überlegen, warum das wohl so ist. Die Lehrerin, die sich beim Abschied bedankt, weil sie im Schummer des Museums so viel über ihre Schüler und Schülerinnen erfahren hat, was in der Schule wohl nie ans Licht getreten wäre, ist keine Ausnahme.

Streiflichter auf die eigene Kindheit

Auch vor Selbsterfahrungen sind Erwachsene nicht gefeit, wenn sie sich auf die Schaukästen einlassen, in denen historische Exponate ein und desselben Spielzeug-Typs zusammenfinden: Da gibt es die Zusammenkunft von Hampelmännern und Turn-Puppen, die – bei geschickter Handhabung – im vorletzten, letzten oder gegenwärtigen Jahrhundert einen Überschlag mach(t)en. Die Plastik-Micky-Mouse, die in vielen Kinderzimmern im Kuddelmuddel ähnlich gestylten Spielzeugs schlichtweg untergehen dürfte, sticht wie ein Kuriosum neben ihren Vorläufern aus Holz und Blech heraus. Familienmitglieder unterschiedlichen Alters müssen geradezu auf unterschiedliche Objekte ein und der selben Vitrine anspringen. Es ist seltsam spannend, selber auf ein emotional hoch besetztes Fundstück aus längst vergangener Lebenszeit zu stossen und zugleich zu bemerken, dass die Begleiterinnen, in meinem Fall: das Ehepaar Kaysel, sich mit anderen Exponaten ver-



Fotos: Daniel Lienhard Zürich

bunden fühlen. Die gewohnte Biografisierung des eigenen Lebens wird aufgestört, wenn beim Anblick eines längst vergessen geglaubten Gegenstands kindlicher Betätigung das Band in die eigene Vergangenheit sprunghaft gespannt und zugleich mit den biografischen Fäden der Gesprächspartner/innen verflochten wird: Der von «meinem» Clown geweckte biografische Selbstbezug nimmt den Umweg über seine Vitrinengenossen, die für andere bedeutungsvoll zu sein scheinen, und mischt sich mit dem Interesse an deren Lebensgeschichte. Situationen der eigenen Vergangenheit rücken punktuell nahe und werden zugleich in soziokulturelle Bezüge hinein kontextualisiert.

Auf den ersten Blick sind solche Erfahrungen gar nicht zu vermuten. Bei meinem Besuch im August scheint die Sonne, die weiss verhängten Fenster lassen das Licht jedoch nur indirekt einstrahlen und halten die Räume in gedämpftem Zwielflicht. Im Innern der Vitrinen verstärkt sich das Dunkel häufig sogar noch. – Ganz anders als in den vielen Museen, in denen die je für sich präsentierten Kostbarkeiten mit Hilfe effektiv gesetzter Spotlights in Szene gesetzt wer-

den. Im Schweizer Kindermuseum wird nur hier und da einmal ein Teil der unter Glas versammelten Schätze von einem Lichtkreis der Deckenleuchten herausgehoben, im grossen und Ganzen bleibt das «Sammelsurium» unzähliger eher kleiner als grosser Dinge im geheimnisvollen Dämmer. Man muss die Schätze sehen wollen. Zum Teil muss man eine ganze Weile in die Schaukästen hinein sehen, bis sich die Augen an das Licht gewöhnt haben, um mehr als nur die markantesten Gegenstände zu erkennen. Unaufdringlich wird das Verweilen nahegelegt. In deutlichem Gegensatz zu den permanenten Reizüberfällen vieler kommerzieller Kulturangebote «draussen», hält dieses Angebot (auf) Distanz. Die Spielzeuge und Anschauungsmaterialien aus Schulen werden gleichwohl nicht mit behelrenden Zusatzinformationen didaktisiert. Obwohl die Präsentation mit so wenig Worten auskommt, wird das Gezeigte auch nicht zur Zielgrösse des Haben-Wollens auratisiert. Glas und Dunkel bremsen den Reflex des unmittelbaren Zugreifens und locken genaue Beobachtung und eine (selbst-)reflexive Verwunderung hervor: Was verbindet z.B. ein Spielzeugtelefon mit einer klei-

nen Blechkiste voll winzigster, bis zum letzten abgenutzter Bleistiftstummel? Warum sind diese Utensilien mit einem Bilderbuch über das Gehörlosenalphabet in einer Vitrine der Abteilung «Schulmuseum» vereint? Und was mag dazu geführt haben, dass in diesem Ensemble auch noch eine kleine Puppe in der Tracht und Körpersprache eines Anwalts, der gerade zum grossen Plädoyer ausholt, seinen Platz findet? Antworten sind nicht zu finden, jedenfalls nicht auf Beschriftungskärtchen, die in so vielen Museen den dargebotenen Gegenständen den Platz in der Vitrine streitig machen und die Aufmerksamkeit der Besucher/innen binden. Wer mit seinen eigenen Antworten nicht zufrieden ist, muss sich an andere wenden. Ein Gespräch – mit Geschwistern, Eltern, Lehrer/innen oder den Kaysels – ist kaum zu vermeiden. Geschickte Strategie, vor allem, weil sie wirkt: Es reden nämlich nicht nur die Erwachsenen, die den Kindern Texte vorlesen oder ihre Beobachtungen und Interpretationen mitteilen. Zugegeben, ich habe gelauscht, aber ich konnte mich den Kinderstimmen, die aufgeregt mit ihren Entdeckungen rausplatzten, einfach nicht entziehen. Auch wenn ich nur einen Bruchteil ihres Schweizerdeutsches verstanden habe, wurde eines deutlich: Das, was diese Einrichtung so besuchenswert macht, liegt nicht nur in den Schaukästen aus, sondern entsteht zwischen den Besucher/innen – und findet in einer anderen, wie es scheint gefühlstärkeren Sprache ihren Ausdruck als in der Schule.

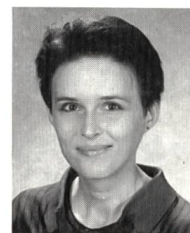
Kalkuliertes Durcheinander

Kaum merklich geraten an diesem verhaltenen Ort Orientierungssysteme durcheinander: In den Vitrinen findet Bekanntes mit Aussergewöhnlichem zusammen. Vor den Vitrinen stehen die Lehrer/innen nicht mehr vor, sondern hinter ihren Schüler/innen, die von Marcel K. in ein Gespräch verwickelt werden, als seien sie bei einem Verwandten zu Besuch, nicht aber in einer öffentli-

chen Institution. «Ou er isch nöd do!» rief ein kleiner Junge enttäuscht aus, als er nach einem Klassenbesuch seine Eltern zu einem weiteren Besuch anschleppte, um ihnen nicht nur das Spielzeug, sondern offensichtlich auch Marcel K. vorzustellen – und an dessen Stelle Sonja K. vorfand.

Der Eindruck, in einen Zwieraum zwischen Schule, Museum, Dachboden, Wohn- und Kinderzimmer eingetreten zu sein, wird von der Einrichtung verstärkt: Die Bodenvitrinen des Eingangsbereichs neben dem Kachelofen sehen aus wie verglaste Wandschränke der «guten Stube». Beiläufig liegt auf den Fensterbrettern Spielzeug herum, als hätte sie ein Kind aus einem der «Spielzeugschränke» herausgeholt und dort vergessen. Wenn die etablierten Grenzen getrennter Lebensbereiche verwischt werden, lockert sich das Gewohnheitsrecht eingespielter Handlungsmuster. In diesem Museum kann man sich anders bewegen als in «üblichen» Museen, in der Schule oder zu Hause. Dementsprechend können sich auch die unterschiedlichsten Besuchsstrategien entfalten, wie Sonja K. erzählt: Es gibt Kinder, die sich dem disziplinierenden Zugriff ihrer Eltern, die ihren Rundgang vor der ersten Vitrine anfangen wollen, mit den Worten entziehen: «Ich muess z'erscht luege, was es do alles z'luege gid.» Es gibt das sprunghafte Blicke werfen im «Vitrinen-Hopping» derer, deren Interesse sich quer zu jeder Ausstellungsordnung entwickelt. Aber auch die «Highlight-Passion» derjenigen, deren Streifzug in Kürze bei einem fesselnden Objekt ihrer Wahl endet, das dann ihre ungeteilte Aufmerksamkeit absorbiert. Bei meinem Besuch überwiegt die Anzahl derer, die sich auf einer Art Geschicklichkeitskurs von Fensterbank zu Fensterbank voran bewegten, um das dort ausgelegte Spielzeug bzw. das eigene Geschick im sachgemässen Umgang damit auszuprobieren. Geschwistergruppen entschlüpfen ihren Eltern oder ziehen sie auf Zickzackbahn hinter sich her. Eltern lassen

sich von ihren Sprösslingen etwas zeigen und zeigen verblüfft auf eigene Entdeckungen; sie lassen sich etwas erklären und bieten den Kindern Erläuterungen an: Nicht nur, um den Kindern deren eigene Welt zu erklären, sondern um etwas aus ihrer eigenen Kindheit zu erzählen. – Als würde sich eine Zwischenzeit auftun, in der das etablierte Generationenverhältnis Verschiebungen verträgt: Erwachsenen und Kindern scheint es hier leicht zu fallen, sich einmal anders zu begegnen – vorsichtig und zum Teil etwas verlegen – oder auch, um vereint einander sein zu lassen: Ich konnte mehr als einen Vater beobachten, der in Kürze viel zu sehr selber mit einem Spielzeug beschäftigt war, als dass er die Aufmerksamkeit seiner Kinder noch hätte steuern können. Wenn ich als Lehrerin – oder Tante – mit Kindern zu einem Museumsbesuch käme, ich würde versuchen aufzugreifen, was hier so lebhaft geweckt wird: Entdeckungslust und Orientierungssinn, Neugier und Bewusstsein von den eigenen Vorlieben, Selbstständigkeit genauso wie die Bereitschaft zur Teilhabe und Freude daran, andere an den eigenen Erfahrungen teilnehmen zu lassen.



Martina Koch ist Privatdozentin für Pädagogik an der Universität Hamburg.

Anzeigen

Bücher für Schule und Unterricht
 BUCHHANDLUNG BEER
 St. Peterhofstatt 10. 8022 Zürich
 Tel. 01 211 27 05 Fax 01 212 16 97

knobel
 schuleinrichtungen

eugen knobel, grabenstr. 7, 6301 zug
 tel. 041 710 81 81, fax 041 710 03 43
 www.knobel-zug.ch, eugen@knobel-zug.ch